

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Figiszewski lachte laut auf und hieb auf die Pferde ein. „Du bist dumm! Ich habe ihnen bewiesen, daß Du unschuldig bist! Verstehst Du? Du bist doch unschuldig, nicht wahr? Wozu hast Du bekannt? Du warst es ja gar nicht, der diesen Kielza von der Kampfgruppe verraten hat!“

„Höre! Ich bitte Dich, sprich nicht so! Ich werde verrückt. Und heh nicht so! Erbarme Dich! Dem mein zer Schlagener Kopf springt mir . . .“

Figiszewski lachte.

„Sieh mal genau hin, Knobak, dort in die Ferne. Siehst Du den Wald? Es sind noch etwa fünf Werst. Ich stelle mir das so vor: sie sind inzwischen vorausgefahren und wollen mit Dir dort abrechnen. Damit es nicht zu nah bei der Fabrik ist. Kluge Viester das! . . . Du tust mir leid, Knobak. Wer wird von nun an auf den Jahrmärkten vom General Kurovsky erzählen? — Und das war auch sehr böse von Dir, daß Du mich so in die Tinte gebracht hast. Sie hätten ja, wenn sie klug gewesen wären, mit uns beiden ein Ende machen können. Dir geschieht recht, aber wie komm ich denn dazu? Paß auf, Du wirst der Strafe dafür nicht entgehen.“

„Laß mich absteigen! Ich will meiner Wege gehen. Allein wird mir wohl sein. Mich schmerzt der Kopf von dem Gerüttel. — Halte an! Figiszewski, lieber Freund, ich bitte Euch sehr! . . .“

„Was? Hat Dich der Verstand durch das Loch verlassen, das sie Dir hineingeschlagen haben? Was läßt Du mir die Hände, Du Dummkopf? Ich bin kein Geistlicher!“

„Ich bin Euch sehr dankbar, wie dem lieben Gott selbst.“

„Laß, laß! Kein Grund!“

„. . . Und ich habe solche Angst! Ach, ich habe Angst!“

„Hab doch keine Angst! Die Sache ist endgültig erledigt.“

„Es kann mir nicht in den Kopf, daß sie mich davonkommen lassen. . . . Sie werden mich sicher verfolgen, aber mein Chef wird mich beschützen.“

„Wenn Dich nur Dein Chef bei der Verteidigung nicht hineinlegt! . . . Ich will Dir die Wahrheit sagen, warum sie Dich laufen lassen. Es ist heute nämlich ein großer Feiertag bei ihnen, das Fest ihres größten Patrons, und an solchen Tagen ist ihnen befohlen, jedem zu vergeben.“

„Geht, macht Euch nicht lustig! Was ist heute für ein Patron?“

„Der heilige Browning, — ein großes Kirchenfest bei den Sozialisten!“

Knobak verstummte. Sie fuhren noch eine halbe Stunde, und Figiszewski hielt. Er sagte:

„Hier ist die Grenze des Bezirks. Siehst Du den Pfahl?“

„Ich sehe — doch was soll das?“

„Nun, so steig aus.“

„Warum? Ich bin ganz zer schlagen, ich kann mich nicht rühren!“

Knobak hielt sich mit beiden Händen am Sitz fest und starrte mit wilden Augen in den Wald, wo sich etwas zu bewegen schien. Plötzlich wieherte am Waldrande in einiger Entfernung ein Pferd.“

„Rette mich, Bruder! Lieber! Rette mich, laß uns weiterfahren!“

„Ach, Knobak, wieviel besser wär's für Dich gewesen, ein ehrlicher Dieb bei den Bauern auf den Jahrmärkten zu bleiben, statt Dich in Politik zu mischen! Siehst Du, die Politik ist eine heikle Angelegenheit. Kriech hinunter, kriech, Bruder! — Wir sind zur Stelle. Von hier hast Du nur noch zwei Schritt in den Himmel. Auf Wiedersehen in einer besseren Welt! Ich habe durch Dich hundert Rubel verloren und unnötig den Kopf riskiert. Mach, daß Du fortkommst, Bruder! Ich hab's Dir doch gesagt, daß sie hier auf Dich warten. Was hast Du gedacht, Du Esel, daß die Parteileute Dir so etwas schenken werden?“

Figiszewski pfiß ein verabredetes Zeichen, und plötzlich tauchten schwarze Gestalten um den Wagen auf. Knobak vermochte kaum einmal zu schreien, denn sie stopften ihm einen Anebel in den Mund, warfen ihm einen Sack über den Kopf,

zogen ihn vom Wagen herunter und schleiften ihn in den finsternen Wald.

Figiszewski hieb auf die Pferde ein und jagte davon, daß die Mäder knarnten. So jagte er eine Stunde dahin, ohne die Pferde zu schonen, und schwor sich ein für allemal zu, die Partei zu meiden wie die schwarze Pest.

Es half ihm jedoch nicht. Einige Tage später wurde er, sein Schwager, Simcha Ster und noch sechs andere Mitglieder der Organisation der „Fünf Tapferen“ verhaftet. In einem Augenblick war der Nimbus der mächtigen Bande dahin. Alle waren erstaunt, daß sie so lange eine solche beispiellose Bedrückung ertragen hatten. Alle waren tief erfreut in ihren Herzen und lobten die rechtmäßige Behörde über den Klee, daß sie sich endlich zu einer Tat ermannt hatte. Nur einer, der Gutspächter Szuba, bedauerte die Banditen. Der Märtyrertod des bescheidenen, doch getreuen Dieners des Thrones bedeutete einen Wendepunkt in der Geschichte des Bezirks.

Die lästige und demütigende Steuer hörte auf, der neue Chef der Landpolizei dirigierte im Einverständnis mit dem Kommandanten der bewaffneten Macht verschiedene Patronillen durch den ganzen Bezirk — und jetzt erst ereigneten sich in der Gegend häufig Plünderungen auf den Straßen und räuberische Ueberfälle auf die Höfe.

Als Beszucki gegen Abend in Warschau ankam, stieg er bei seinem Onkel, einem kleinen Ladenbesitzer in der Altstadt, ab und erkundigte sich nach Neuigkeiten. Der Onkel, der mit seinen Rechnungen beschäftigt war, sprach nicht viel, doch meinte er, die Revolution sei zu Ende, und schien weder traurig noch erfreut darüber zu sein.

„Es ist, wie es ist. Und wie es sein muß, so wird es sein. Da kann kein Mensch helfen und keine Partei. Alles in der Welt geht von selbst. Ich weiß nicht, was ich Dir raten soll, mein Lieber. Am besten — Du amüsiertest Dich ein bißchen hier, besuchst das Theater, den Zirkus, suchst Dir ein hübsches Mädchen und fährst nach Hause zurück, bevor Dir was zustößt. Wenn Du Dich zu lange hier zeigst, nimmt man Dich schließlich von der StraÙe . . .“

„Ja, wofür denn? Mich kennt doch hier niemand!“

„Wofür? Für nichts, einfach, weil Du so aussiehst!“

„Was hört man bei Jozef? Wohnt er noch dort, wo er früher gewohnt hat?“

„Er ist nach dem Rathaus übersiedelt und von dort hat er sich auf die Festung abgemeldet.“

„Aber wofür denn? Er hat doch nie an etwas teilgenommen?“

„Eben darum, weil er an nichts teilgenommen hat. Den einen verhaftet man, weil er zur Partei gehört, den anderen, weil er nicht zu ihr gehört. Das ist jetzt so Mode.“

„Und bei der Tante Kobaczkowa ist alles wohl?“

„Wohlauf schon, nur sieht Karl in Pawlak und Wladimir in Brest.“

„Das sind Neuigkeiten! Solche Laugenäpfel — und doch haben sie wohl im stillen etwas getan . . .“

„Ja, was sie schon immer taten: Karlchen lief den Mädels nach und Wladimir spielte Karten. Jetzt kommt man auch dafür ins Kittchen.“

„Am Ende wird man auch Sie bald einstecken, Oheim, dafür, daß Sie Handel treiben!“

„Bermutlich. Aber noch nicht jetzt. Jetzt sind die anderen Kaufleute an der Reihe: die Seifenhändler, Seilhändler, — bei den Lebensmitteln sind sie noch nicht angelangt. Es hat alles seine Ordnung.“

Vom frühen Morgen an war Beszucki in der Stadt. Bereits um neun Uhr befand er sich in einem Laden in der Goldgasse, fragte nach „Herrn Kasimir“ und sprach die verabredete Parole: ob die Frau Wojdalinska von ihrer Sommerwohnung schon zurück sei.

Herr Kasimir, ein magerer kleiner Mann, sah ihn mit matten Augen an, lächelte ironisch und fragte:

„Was soll das bedeuten?“

„Sie sind doch „Herr Kasimir“?“

„Ja, so heiÙe ich . . .“

„Also, dann frage ich Sie, ob die Frau Wojdalinska von ihrer Sommerwohnung schon zurück ist?“

„Das haben Sie schon einmal gesagt. Ich kenne keine Frau Wojdalska. Aber ich nehme an, daß sie von ihrer Sommerwohnung schon zurück sein wird. . . Wir sind ja im März! — Ja, was wollen Sie eigentlich?“

„Bei Ihnen ist doch das Unterbureau!“

„Unterbureau? — Was heißt das?“

„Sie sind doch „Herr Kasimir“?“

„Bin ich, zu allen Teufeln, aber seit fünf Monaten habe ich aufgehört, es zu sein. Das ist alles, was ich sagen kann.“

„Wie?“

„So!“

„Lassen Sie die Scherze für später! Ich muß heute unbedingt jemand vom „Ausflug“ sehen.“

„Ich verstehe kein Wort und bitte, mich endlich in Frieden zu lassen.“

„Es scheint, daß sich hier etwas verändert hat, da Sie mir nicht glauben. Ich kann es verstehen, aber berücksichtigen Sie doch meine Lage: ich komme von weither aus der Provinz und in einer wichtigen Angelegenheit. Zu einer sehr wichtigen! Und habe keine Adresse. . .“

„Ja, da kann ich nichts helfen. Ich verstehe kein Wort davon.“

„So nennen Sie mir doch irgend jemand!“

„Begeben Sie sich gefälligst zu der Frau Wojdalska. Ich versichere Sie, daß sie aus ihrer Sommerwohnung längst zurück ist.“

Weszycki stand wütend und betroffen da.

„Ja, wenn Sie bis zum Abend hier so stehen bleiben. . .“ begann ruhig Herr Kasimir, aber Weszycki schlug schon mit einem Fluch die Türe hinter sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Hamsterjagd im Winterlager.

Von Alwin Rath.

Duer durchs verschneite Feld gehe ich über die hartgefrorenen Schollen von einem in vielen Gesclingeln sich fallenden Feldweg fort auf den Spinaling zu, das Gehöft, das mit seinen schwarz ragenden Pappelbäumen vergeblich sich in die flache Mulde zu ducken sucht, die hier die weiten, im Sommer ganz von gelben Aehrenmeeren rauschenden Acker bilden. Vorher gehts an einem Teich vorbei, der durch die Schwärze seines Wassers im Sommer wie ein großer Tintentopf aussieht — man verwundert sich fast, daß das Eis darauf nichts von der graulichen Tintenfarbe mitbekommen hat. Ein paar Rehe, die nach dem Wasser darunter dürsten, trappeln, als sie das Knistern der Zweige unter meinen Füßen herumäugen läßt, faumselig zur Seite und stehen wie neugierige Ziegen fast greisfar nahe im Schneefeld.

Beim Bauer will ich mir einen Igel abholen, um an der horstigen Schlafmitze den Winterschlaf ein wenig zu studieren, da einem die ab und zu ganz schätzenswerten Bücher doch selten so Interessantes erzählen, wie solch ein Vorstenvieh selbst. Ich habe bei einem Schweineverlauf des Bauern in der Stadt den Herrn Swienigel versprochen bekommen: „Ich braucht mant ächtern Brumen in det Loch int Lawt te paden, do treedt Ich de Fingers flott wierer rut, segg it!“

Im glatten Felde fallen mir zwei nicht sehr weit von einander liegende verschneite Hügel auf. Neben dem zunächst liegenden sehe ich einen Gang in die Erde führen, und ehe ich recht die Spuren davor beachtet habe, kommt mir gleich der Gedanke an Hamsterwohnungen, denn diese Räuber haben hier im Sommer das ihre dazu beigetragen, dem Landmann seine Arbeit gründlich zu verbittern. Nun sehe ich die Spuren und staune, es müssen jedenfalls ganz verwegene, wahrscheinlich noch nicht zu alte Korndiebe sein, die sich hier, gar nicht so weit vom Hof, einlogiert haben. Die Sonne hat in den letzten Tagen so frühlinghaft geschienen, daß der Winterschläfer in seinem Bau aufgewacht ist und mal ausgehant hat, ob der Bauer schon wieder das Korn für ihn säe. Es ist nur eine Spur die weit in Feld hinausführt der — Spitzbube ist also von seinem Spaziergang durch die warme Sonne noch nicht zurückgekehrt. Ich warte eine ziemliche Zeit abseits hinter einem dicken Schlehendusch, an dem die Früchte jetzt das richtige Aroma bekommen haben. Ein Rabe auf einer letzten Ulme am Teich schimpft, daß ich von seinem Tisch zehre, und nun laßt ein zweiter, der auf den Hügel am Hamsterloch geslogen ist, mich aus. Es ist ein Lachen aus voller, wenn auch sehr rauher Kehle. Ich sehe endlich ein, daß der Schwarzrod recht hat, und trolle mich weiter zum Hof hinüber. Den Brumen lern ich — aber dahinter hat einer schon im Schnee genüßht. Hoffentlich nicht Meister Meinele, der in des Winters Not, wo alle Wasser vereist sind, in die man so eine Vorstenskugel von Igel rollen und zum Auseinanderklappen bringen kann, sich mit anderen schmutzigeren Listen auch am wehrhaften Herrn Swienigel versucht.

In der brühend heißen, niedrigen Stube hoßt der Bauer am

weiß geschauerten Tisch und rechnet. Er ist fetter von den Bauern, gegen die Polenz wettert, die zu nichts kommen, weil sie nicht rechnen können. Aber seine Miene ist trotzdem, während er immerfort im Ueberlegen mit kraus verkniffenen Brauen auf die Meißtitzspitze leise spuckt, nicht eitel Sornenschein. „Bei löppt all in der Rükke rum“, ruft er mir unwirsch, mit der Faust auf die verfligte Rechnung donnernd, entgegen, und gleich löst ein gaslich Lachen seine ärgerliche Rechenmine ab. „Dei Vorstenskümmel was so steif as ein Eisflog, wi dachten, hei wör mausdoot.“

In der Küche war eben der Benjamin des Bauern dabei, die musikalische Wirkung des Glockenlänges auf das Igelgemüt zu studieren. Bei jedem Anschlagen der kleinen klapprigen Kuhglocke zuckte der ganze Stachelpelz, der neben dem Herd hoßte und nur seine winzige Schweinenase unruhig witternd, hervorstreckte, wie unter einem elektrischen Schlag zusammen; und als die Glocke seinen Ohren nahe kam, schüttelte er jedesmal sehr abweisend energisch mit dem Kopf.

Der Bauer war nicht wenig erstaunt, als ich ihm erzählte, daß nur einige hundert Meter weg ein paar Hamster am Busch hausten! „Soooo“ sagte er, da er es nicht recht begreifen konnte, daß ein Hamster so unverschämt nahe an den Hof herangebaut habe. Er wußte aber gleich ein Hausmittel für diese Krankheit: „Na, dem gießt wi en paar Eimer Water op'n Kopp in süine Wade, datt e drin versöppt.“ — „Aber wenn er nicht zu Haus ist, muß die Kaltwasserlur auch nichts!“ — „Lott mi man maken!“ — „Dei Saras fall sid de Vackentaschen nich mäh lange vullstoppen. Ich glöwiot nit, wat wi för ne miserable Kornernete mast häit.“

Der Bauer zog sich seine Pelzjacke über, ich hatte den Igel in einen kleinen Pappkarton bekommen, und dann trabten noch zwei Knechte und eine Magd mit, die an Schultertragen zusammen sechs Eimer Wasser durchs verschneite Feld mittrugen.

Vor der „Einfahrt“ untersuchten wir die Fährte, er war noch nicht zurück. So warteten wir wieder hinter dem Schlehendusch — ein Kriegsaufgebot von fünf Menschen, um einem einzigen Hamster den Garaus zu machen. Ab und zu hatte ich schon im weißen Feld etwas Braunes blinkern sehen, hatte aber nicht darauf geachtet, da ich es für das Schimmern einer aufgeschmolzenen Scholle hielt. Nur aber machte der lehmfarbene Fleck plötzlich eine so lebhaft, ganz tierisch anmutende Bewegung, daß ich unwillkürlich scharf hinblickte — und da hoßte unser Todesstandidat vielleicht 40 Meter von uns entfernt und pflögte seinen schädigen Pelz in der Sonne. Die schneeweißen Vorderpfoten arbeiteten in sehr stinker Wäsche am Gesäß herum, an der weißen Wade und dem gelblichen glatten Schopf dieser rattenartigen Bisage. Nun krümmte der Hamster sich blitzschnell zum Rücken herüber — das Rückgrat schien trotz des Winterschlafs schon wieder die alte Elastizität zu haben —, dort leckte er sich den recht struppig gewordenen Wanst ohne ersichtlichen Erfolg vergeblich, die Haare waren zu widerborstig geworden.

„Gädd it mant mein' Schiefknüppel hier!“ murkte der Bauer unruhig. Er war nicht wenig erstaunt, als ich nun, einer plötzlichen Eingebung in unbezwinglicher Neugier folgend, mich gebückt an den Hügel neben der Einfahrt heranischlich und dort meinen Pappkarton vor das Loch stellte.

Als hätte der eitle, schädige Friseur da im Schnee Witterung von dem Igel vor seinem Loch bekommen, machte er sich dald auf den Weg dahn. Fraß links ein Grashälmschen ab, das aus dem Schnee ragte, roß rechts an einem Mauseloch, fragte ein wenig daran den Schnee auseinander, schnauzte und sah nun mit offener Ueberbahrung dieses Papphindernis plötzlich auf seinem Wege. Er ging rechts herum, schniffelte in die Ritze des Deckels hinauf. Nun guckte er oben darauf, stellte die weißen Handschuhe mit einer gewissen Vorsicht an die Wand dieses nie gesehenen Dings, spitzte das linke Ohr nach unten, lauschte, halb furchtsam, halb interessiert in das pappene Innere. Einen angriffslustigen Knurrton stieß er jetzt aus, da trommelten auch schon die Pfoten gegen die dünne Pappwand, kragten und da nun gleich die Zähne mithalfen, flogen bald die Pappseiten rechts und links in den Schnee. Mit einer wilden Beiferfertwut fuhr der wütige Angreifer beim Anblick des stacheligen Inhalts auf den Igel los, prallte aber im gleichen Moment schmerzlich berührt von diesem unangenehmen Gegner so heftig zurück, daß er sich rücklings in den Schnee warf und einmal überflogelte. Aber trotzdem war er mutig gleich wieder auf dem Kampfsplatz oben auf dem Loch in der Pappschachtel. Er riecht, faucht, schlägt mit der Pfote los, zieht sie aber mit dem gleichen Entsetzen jählings wieder an sich, beledt sie und grunzt jämmerlich dazu. Als ob ein Hamster ein Dummkopf wäre! — Gleich springt er von der Schachtel, kippt sie mit angestemmtem Rücken auf die Seite, daß der Igel herausrollt, faßt im gleichen Moment darauf zu und laut aufkeufend wieder davon zurück. Eine Weile sitzt er nun vor diesem merkwürdigen Lebewesen, vor diesem allzu unangenehm berührenden Nadelpelz; betrachtet ihn mit einem wütigen Respekt, schleicht dann mit einer urfomisch wirkenden Furchtsamkeit in gewissem Abstand rings um das teuflische Vorstenvieh. Jetzt setzt er sich in Positur — wir sehen ihn schon, still auslachend, wieder zurückfahren — aber nein, spornstreichs fligt er wie von der Tarantel gestochen in seine Einfahrt und bleibt verschunden. Ich denke, der Igel hat ihm in seiner letzten Nothwehr ein Parfüm, das gerade nicht wie kölnisches Wasser riecht, auf die Nase gespritzt. Aber auch das nicht. Es flattert etwas Weißes, als sei ein schmaler

gegen Schnee lebendig geworden, vor der Einsicht um den Igel herum. „Duiwel“, flüstert der Bauer, freudig überascht, „n graut Wiesel.“ Das ist es, so viel man noch erkennen kann, ehe es nun auch schon hinter dem Hamster im Loch verschwindet — ein großes Wiesel, ein Hermelin, wahrscheinlich durch den Kampf zwischen dem wehrhaften Herrn Ewienigel und dem Heißsporn von Hamster auf diesen aufmerksam geworden! Au, rinn! rinn! schreit der Bauer den Knechten zu. Ich will ihn überreden, mit der Tausche noch etwas zu warten, da das Hermelin den Hamster sicher heraustrreiben werde und wir dann das Schauspiel des Ringens dieser beiden an Körpergröße so ungleichen Gegner betrachten könnten. Aber schon laufen drei Eimer Wasser fast in einem Strahl in das Loch hinein. Eben wird der vierte angehoben — ich habe meinen Igel in einen leeren Eimer gerettet — da kommt prustend der Hamster herausgefacht. Er sieht so ganz entsetzt aus wie eine Wasserratte, wenn sie plötzlich vom Ufer ins Wasser taucht und nun mit einem Male wie ein verhungertes Skelett aussieht. Er schüttelt sich, die weißen Glacés emporkwerfend, mit Macht, aber schon stürzt der vierte und fünfte Eimer über ihn nieder. Ein Knecht will ihn mit dem geschwungenen Eimer erschlagen, da taucht auch nach und schließend das Hermelin aus dem Loch. Qui segt der feige Korndieb durch den Schnee. Aber kaum 15 Schritt weit hängt ihm schon etwas wie ein verfallener Schneeball im Nacken. Herum wirft er sich auf die Erde und wälzt sich das Hermelin vom Pelz. Da springt's ihm von vorn geradewegs auf die Nase, die noch blutig ist von der Igelstich. Aber die weißen Glacés, die stärker sind, streifen unter schmerzlichem Quielen des Gebissenen den kleinen weichen Teufel wieder ab. Wie eine Kette hängt der jedoch unabänderlich irgendwo im Pelz des Hamsters, der sich solch böses Renkonter auf seinem Winterpaziergang nicht hatte träumen lassen. Immerfort wälzen sie sich umeinander. Man unterscheidet die beiden Körper bei der unglaublichen Schnelligkeit dieses blühschnellen Umeinanderreifens, bei dem es auf Tod und Leben geht, gar nicht mehr, zumal sich des Hamsters Fell auch mit Schnee gefüllt. Es ist nur noch ein weißes Schneestäuben, eine gewälzte Kugel, die knurrt, faucht, quielt — und nun sitzen sie plötzlich wieder, sichtlich erschöpft, voreinander, fressen sich mit Blicken und ersticken vor Atemlosigkeit. Der Hamster hat ein mörderlich zerzaustes Fell, das an vielen Stellen rote Flecken trägt. Auch das Hermelin hat vorn an der Brust ein rotes Lächeln, und nun sieht man auch, daß der Schnee ringsum gesprengelt ist, als wären Vogelbeeren dort ausgestreut.

Der Waffenstillstand währte nur einige Sekunden. Das Hermelin kratzte sich wieder in stürmischem Anspruch wie ein zierlicher weißer Schneetiger auf die Nase des geplogten Hamsters, der vergeblich in den kurzen Sekunden der Ruhe seine Zähne gewetzt hatte. Eine kurze Zeit staubte wieder die Schneekugel vor unseren Augen — dann endlich blieb das zähe Hermelin Sieger. Aber es schien, als wir näher kamen, auch nicht weit davon, dem Hamster in die ewigen Jagdgründe zu folgen. Ein Knecht stülpte den Eimer über das gänzlich wehrlos auf der Seite im Schnee liegende Tierchen. Wir nahmen es mit. Es wurde zu Haus mit allen Lederbissen verhätschelt, damit es nur am Leben bliebe. Am vierten Tage lag es tot in dem Vogelkorb, in den wir's gesperrt hatten — im weißen Pelz noch die rostig roten Flecken von den Wunden aus der Schlacht mit dem tapferen Hamster.

Neue Erzählliteratur.

Paul Scheerbart: Das große Licht. (Dr. Sally Nabinowich, Verlag, Leipzig.) Dieses Buch grotesker Geschichten oder Geschichten führt den Untertitel: Ein Munchhausen-Brevier. Es läßt den als Ausschneider des 18. Jahrhunderts berühmt gewordenen Freiherrn v. Munchhausen, dessen Lügenhistörchen zum alten Volksbuch geworden, wieder auf Erden wandeln, vielmehr gar nicht gestorben sein. Munchhausen, der demaleinst auf abgeschossenen Kanonentüpfeln auf Erden herumreitende Abenteuerheld ist seinem afrikanischen Skabendienst, der ihn ein Jahrhundert lang den Europäern verberg, entkommen und unterhält nun im Alter von 180 Jahren und mehr seine Gesellschaft noch immer mit den Ausgebirten seiner Phantasie. Wie, sollte der alte Munchhausen nicht doch gestorben und in Paul Scheerbart selbst wieder auf die Erde gekommen sein? Freilich, inzwischen hat sich auch Munchhausens Art verändert. Die Phantasien eines heutigen Munchhausen können nicht mehr die harmlosen, habnebüchernen Schnurren des 18. Jahrhunderts sein. Der Munchhausen von heute hat „Weltbild“ bekommen und so sind die Munchhausen-Scheerbartschen Phantasien des großen Lichtes — dafür soll dieser wieder aufgelebte Munchhausen gelten — auf den modernen Geist, auf die moderne Technik unserer Zeit eingestellt. Vom alten Munchhausen ist nur die barocke Form geblieben, der neue, der kosmische Humor ist dazu gekommen. Dieser kosmische Humor, der bei Scheerbart in seinen kleinen Skizzen oft mit erstaunlicher Knappheit zugleich Glosse und Randbemerkung zu unseren unzulänglichen Tafelinschriften war, ist hier in den Visionen und Phantasieren leider von sehr mächtigen Witz, Scheerbarts inneres Wollen ist wohl, unserer übermächtigsten Kultur die unbegrenzten Möglichkeiten einer Entwicklung entgegenzustellen, die sich mit geheimen, noch unentdeckten

Naturkräften verblindet und eine neue Ästhetik entdeckt, die aus der Natur, dem Kosmos heraus wächst. In dieser „Scheerbart-Kultur“ gehören Bizarrien, witzige Verrenkungen des Normalen, Tierbeiseelung, Fragenhaftes, Exzentrisches vor, der in milderer Form bei Peter Altenberg auftaucht, in künstlerischer bei Gustav Meyrink, deren Phantasie ja auch mit dem einen Fuß immer einen Stützpunkt außerhalb der Wirklichkeit hat. Paul Scheerbart aber steht gleich mit beiden Führern außerhalb der Wirklichkeit. Damals, als um die 80 er Jahre die Revolution der Literatur anbrach, wachte der Mund der Phantasten mit Scheerbart an der Spitze Erwartungen. Indessen die kondensierten Grotesken Scheerbarts, die mit dem Unverzum zu jonglieren versuchten, sich in die Astralosphäre verloren, Nilpferde als Helden nahmen, die Kometen tanzen ließen, im arabischen Kolorit westeuropäische Dummheiten der Lächerlichkeit überliefern wollten und doch eigentlich nie recht lachten und lachen machten, zerstörten die Nachdenklichkeit zumeist durch ihre krampfhaften Manier, sodas die erste Seite in Scheerbarts Schaffen immer schwer bedroht war. Noch bis jetzt, da er seinen 50. Geburtstag feiern konnte, ohne großen Anhang. Der „Indianervers“, den er einst in die Festschrift zu Goethes 150. Geburtstag beisteuerte: „Murg den Europäer, murg ihn, murg ihn, murg ihn ab“, verwirkte noch mehr das literarische Charakterbild Scheerbarts, dürfte aber auch jetzt noch im allgemeinen als Motto über seiner dichterischen Produktion stehen. Die Verachtung europäischen Wesens in seinem staatlich begründeten Ordnungsbürgerfatechismus und die Vorliebe für das orientalische Zauberland läßt sich durch jedes Wort spüren. Auch in dem Munchhausen-Brevier steht der Autor die nüchternste Nüchternheitsatmosphäre der europäischen Wirklichkeitswelt und schweigt mit ausschweifender Phantasie im Gesilde märchenhafter Glasblumen, ägyptischer Perlmutterstädte, in romantischen Zukunftslanden mit Lustkellern usw. Wie schon angedeutet, hat die Gestaltungskraft und der Humor Scheerbarts hier nicht ausgereicht, um seine „Gesichte“ in voller Wirkung auf den Leser zu übertragen. Aber wenn er z. B. seinen Munchhausen von dem Marionettentheater in Celebes erzählen läßt, wo die „kosmischen Postillione“, die Kometen, im Weltraum herumlaufen und die Postbilder der Nacht den Zuschauern von fernem Andromedanebeln erzählen — so hört der Leser mit dem „dritten Ohr“ heraus, was Scheerbart will und welches Große und Schöne er im Geist im Gegensatz zu europäischer Schablonenkunst erschaut.

Frank Norris: Das Epos des Weizens. Erster Teil: Der Otopus. Zweiter Teil: Die Getreidebörse. Eine Geschichte aus Chicago. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. Es gibt wohl kaum größere Gegenseite, als Scheerbart, der sich auf einen engen Komplex konstruiert erträumter Utopien, auf eine „gläserne“ Phantasiewelt beschränkt (denn die Vorliebe für gläserne Häuser, gläserne Gärten, gläserne Architektur, durch die das „große Licht“ zu den Menschen dringen kann, ist symptomatisch für Scheerbarts Gedankenzirkel), und Frank Norris, der alle nebulosen Träumereien meidet und den engsten Anichluß an das Leben, an das Lebendige sucht. Der grandios angelegte Roman: Das Epos des Weizens, ein stammender Hymnus auf die Fruchtbarkeit der Erde, auf die Arbeit, auf die segenspendende Kraft der Felder, auf Amerikas Weizenbau, wird zum sozialen Kulturgemälde. Auch hier sind die alten Götzen des Familienblatromans zertrümmert, die neuen Symbole einer neuen Kultur aufgerichtet. Aber keine Sonderheißkult, keine Sonntagsphantasmagorien, sondern das räderlaufende, werkschaffende Getriebe des Alltags, der Atem der Wirklichkeit, bluterfüllte Gestalten, in das Leben übergreifende wirtschaftliche Probleme zeigen ihr innerstes Wesen: der Pflug, der die braune Erde aufreißt, die um die Erde ringenden Farmer in ihrem Ackerbau, die Börse und die Börse männer Amerikas, die seine Bodenerzeugnisse umsetzen und den Weizen „cornern“ wollen, aber schließlich vom Weizen selbst „gecornert“ werden. Frank Norris hat die Industrie, die Weizenindustrie für das Dichterische entdeckt. Im ersten Bande seines Epos zeigt er den erbitterten Kampf der lastfornischen Weizenbauern mit dem Otopus, dem Eisenbahnruß, der rückwärtslos in das blühende Reich des Pfluges schneidet und als fühllose Macht, als Herz von Eisen, den Ackerbauer ruiniert. Schildert, wie die Farmer sich verzweifelt wehren gegen das ungeheure Eisenbahn, das ihren Grund und Boden frisst, und wie diese Helden unterliegen und für den Weizen sterben, der rings in Fruchtbarkeit schwilt. Von dichterischer Kraft ist besonders das Schlußbild, wo das grausame Werkzeug des Otopus, Behrmann, vom Weizen erstickt wird, der aus der Schiffsrinne unauhaltbar sich über ihn ausschüttet. Der Weizen bleibt Mäher und Sieger im Otopus, wie er im zweiten Band: Die Getreidebörse, Mäher und Sieger bleibt. Die Menschen werden vernichtet, vorläufig noch, wo die Polypenarme der Spekulation sich auf die Fruchtbarkeit der Erde legen, aber die Fruchtbarkeit selbst wächst, eine sprudelnde Quelle künftigen Glücks. Zeigte der erste Band gewissermaßen die Entstehung des Weizens, alle die Kämpfe um sein Weisen und seine Ernte, so zeigt der zweite Band den „ins Rollen“ gekommenen Weizen, die Börsenmänner mit der Frucht. Der Finanzmann Jadin mit seinem Kapital operiert in amerkanischer Gevimjucht, um die gesamte Weizenproduktion des Jahres in seine Hand zu bekommen. Seine Machinationen an der Getreidebörse halten das Land in Atem und Existenzen zittern vor der Macht dieses gewaltigen Börsemonarchen. Und neben diesen realen, von Schwung getragenen Schilderungen amerkanischen Lebens und Erwerbsspielers geht die Geschichte einer unglücklichen Ehe. Der reiche Jadin

gewinnt wohl Reichtum, verliert aber sein Weib. Die feinfühligste Frau leidet unter dem geringen Geschästsinn des Mannes, bis das Unglück über Jadinin kommt und seine Spekulationen fehlschlagen. Seine Energie konnte ihm wohl Millionen erobern, aber nicht das Herz der Frau. Nun der Weizen in unerhörter Fruchtbarkeit wie die Bogen einer Flut über das Land schwoh, so daß Jadinin seinen aufgestapelten und aufgelaufenen Vorrat nicht los werden konnte, die Fruchtbarkeit ihn also arm machte, gewann er eine schönere Frucht; gewann die Liebe seiner Frau wieder. Das alles ist von Frank Norris dramatisch bewegt, durchstößt vom Pulsschlag des Landes, dessen Geschichte der Autor widerspiegelt in ethischer Größe vor den Leser hinstellt. Mit jeder Zeile fühlen wir das Lebendige, das Antiliterarische. Ein Buch von schaffenden Kräften und Lebensmächten, der gewaltige Organismus Amerikas in seiner Welt der Bodenfruchtbarkeit unspannt, durchbraust vom Liebe der Arbeit, ausstrahlend in jeder Zeile der sachlichen Schilderung das Studium des modernen Geistes.

Heinrich Steiniger: Die Tragödie des Jh. (Egon Neischel u. Co., Berlin.) Umspannt das Werk Frank Norris das ungestüm-haftende, vorwärtsdrängende, blühende Leben, so zieht sich der Verfasser dieser vorliegenden Selbstzergliederung ganz in das Land der Seele zurück. Gottlob haben wir aber in dieser erstaunlich tiefgründenden Analyse eines Einsamen nicht die phrasenologische Sichbespiegelung pygmäischer Selbstanbeter. Heinrich Steinigers Buch scheint dem Erlebnis, oder richtiger dem Erfüllten entquollen. Ich kenne kaum ein Buch, das erschütternder und trostloser die Tragik des Einsamen schildert, jener inneren Vereinsamung, die im Jh wurzelt, in jenem ungewollten, deterministischen (unfreiwilligen) Jh, gegen das der Wille vergebens ankämpft und das mit einer unheilvollen Erbschaft sich rettungslos gegen Glück und Frieden, gegen Menschennähe und innere Harmonie aufhäut. Diese unheilvolle Erbschaft ist, nüchtern ausgedrückt, die Naturanlage. Das Jh, das der „Einsame“ von Geburt mitbekommt, vermag mit dem Leben nicht fertig zu werden. Der Einsame hat Sehnsüchte, Wünsche, aber das „Jh“, dieses schmerzblütige, mißtrauische, liebeleere Jh stellt sich den Wünschen, der Sehnsucht entgegen. Es ist nicht das, was man mit dem stolzen Namen Individualität bezeichnet, um deren willen der Besitzer den Kopf hoch trägt und auf die Nichtindividualisten herabzieht, es ist ein feindliches Jh und ach, ein armes, armes Jh. Steiniger breitet mit tiefem Kennerblick die Psyche eines solchen Einsamen vor uns aus, zeigt seine Wirrsale und sein Glend, um zuletzt zu dem Schluß zu kommen, daß dem Unglücklichen, der sich von der Tragödie des Jh durch freiwilligen Tod erlöst, die Kraft zur Liebe gefehlt. Wehe die nicht lieben können! Welche Komödie spielen sie sich vor, welchen Selbstbetrug, wie ächzend suchen sie Trost für die Leere ihres Herzens! Heimatlos gehen sie umher und werden erwidert vom Jh, das ein böshafter Gott als eine schauerliche Macht in ihr Inneres gelegt hat. Man muß die Seiten des Buches, die Thesen der Verzweiflung und des Kampfes, der Erkenntnis und der Durchdringung zur Liebe selbst nachlesen, um des Verfassers gedankenswerter Gestaltungskunst inne zu werden, mit der er ein Stück Menschheitstragik mit feherischer Kraft und psychologischen Tiefblick aufgerollt hat.

Selma Lagerlöf: Der Fuhrmann des Todes. (Verlag Albert Langen, München.) Der Hauch der Legendenpoesie umwittert auch dieses neue Buch der nordischen Erzählerin. Tolstoischen Geistes ist das Lebenswerk Selma Lagerlöfs. Die Urreligion der Liebe predigen ihre Bücher, meist in der analytischen Form Steinigers, der unbarmerzig die Armut des Liebelosen zergliebert, — wie eine tröstliche Sage, an deren Ende das Gute im Menschen gesiegt, rütteln ihre Mahnungs- und Befehrungsgeschichten an die Herzen. Man spürt wie bei Tolstoi den starken Glauben an die Religion der Liebe und folgt der Verfasserin gern in ihr von dichterischer Schönheit überstrahltes Reich der sittlichen Märchen. Wer mit dem letzten Schlag des alten Jahres stirbt, muß der „Fuhrmann des Todes“ werden, auf einem elenden Karren die Gestorbenen abholen. David Holm, der verkommene Trinker sinkt in der Neujahrsnacht bei einem Festgelage tot nieder. Nur harret seiner der schwere Fuhrmannsdienst. Doch sein starrer Wille kräut sich gegen dieses Amt und so versieht der alte Fuhrmann des Todes einstweilen seinen Dienst weiter, nimmt aber aber David auf seinen schauerlichen Begeh gefesselt mit. Unsichtbar kommt so David zur sterbenden Heißschwester Ethid, die ihn geliebt, hört ihre Herzensbekenntnisse wie die seines im Gefängnis mit dem Tode ringenden Bruders, dessen im Grunde reines Herz sich ihm erschließt, wird Zeuge der Verzweiflung seiner Frau, die er im Leben gepöht und die sich und die Kinder in ihrem Gram über den verrohten Mann aus der Welt schaffen will. Da schmilzt die Minde vom verhärteten Herzen Davids, die Sehnsucht nach Besserung wühlt seine Seele auf und in diesem starken Drang lehrte die Seele in den Dämonen zurück. David ist das Leben wiedergehenkt, das er nunmehr in Liebe und Hingabe an das Gute leben wird. Trotz Heilsarmee und reichlichen Gebeten wirkt die ergreifende Erzählung in ihrer Schlichtheit nicht pietistisch-frömmelnd. Poetisch verklärt hat sie die mythische und mythische Kraft alter schöner Volksgedanken.

Die Abenteuer des Prinzen Genji (Genji Monogatari), ein altjapanischer Roman der Murasaki Shikibu. Deutsch von Wagn. Müller-Jabusch. (Verlag Langen, München.) Das Land der zierlichen Geisha und der Holzschitte,

Japan mit seinen blühenden Kirschbäumen und seinen augen-geklügten Truppfiguren hat unsere Kunst merkbar befruchtet. Mit seiner Kultur werden wir durch das kleine Hofräulein Murasaki Shikibu bekannt gemacht. Freilich ist es die alte Kultur, die die Dame vor tausend Jahren aufschrieb und es ist sehr interessant, den Lebenslauf eines japanischen Don Juans zu verfolgen. Die Leidenschaft nehmen sich aus, wie zierliche Nippes, alles freundlich ladiert, Lächeln und Tränen in Miniaturformat. Diese gesellschaftliche Oberflächlichkeit, die sich um die Abenteuer des Prinzen Genji lagert, ist artistisch-manieriert, genussüchtig, mit galanten Dingen spielend, ein richtiger Vorläufer unserer Aesthetengilde. So scheint auch ein Teil unserer Kultur von Japan befruchtet. Oder man könnte beim Anblick eines Teils unserer europäischen Zerbrechlichkeitskultur mit Den Akiba sagen; alles schon dagewesen. Man wird sich gern eine Weile in diese asiatisch-fremde Welt verlieren, die im bunten Kolorit Märchen von Tausend und eine Nacht Schmetterlinghaft vorübergaulekt.

J. V.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Schlafwagen dritter Klasse. Seit dem Sommer vorigen Jahres verkehren zum ersten Male auf einer Eisenbahn Schlafwagen dritter Klasse. Es handelt sich dabei natürlich nicht um preussische, sondern um norwegische Staatsbahnen, die diese Wagen auf der zirka 500 Kilometer langen Hochgebirgsbahn zwischen Kristiania und Bergen verkehren lassen. Die Wagenart hat sich als sehr zweckmäßig erwiesen und wird auch stark benutzt. Die Wagen haben einen seitlichen Durchgang und enthalten zwölf Abteile, in deren jedem drei Schlafplätze übereinander angeordnet sind. Am Tag dient die untere Schlafstelle als Sitzbank, die beiden anderen werden hochgeklappt. Während der Nacht erhalten die Schlafstellen richtiges Bettzeug mit reiner Bettwäsche. Ebenso ist für Waschgelegenheit in jedem Abteil gesorgt.

Die Bahn Kristiania—Bergen ist noch in verschiedenen anderen Beziehungen bemerkenswert. Während früher die Verbindung zwischen Kristiania und Bergen, der zweitgrößten Stadt des Landes, ca. zweieinhalb Tage auf dem Seewege beanspruchte, kann man jetzt den Weg in 14 Stunden zurücklegen. Die Strecke steigt bis auf eine Höhe von 1900 Metern über dem Meer und muß eigenartige Schneeschuhvorrichtungen und Schneeschirme erhalten. Auf der 100 Kilometer langen baumlosen Hochgebirgsstrecke sind 15 Kilometer in Tunnels und 25 Kilometer in Schneeschuhvorrichtungen geführt. Die Schneeschicht erreicht an manchen Stellen eine Stärke von 16 bis 18 Metern, sodaß man Steinfonstruktionen verwenden mußte. Um die Aussicht nicht zu behindern, sind 1/2 Meter hohe Luken vorgesehen, die im Frühjahr geöffnet und im Herbst geschlossen werden. Außer den festen Schneeschuhbrücken sind noch rund 75 Kilometer lange Schneeschirme und 15 Kilometer lange bewegliche Schirme vorhanden. Trotz dieser Schuttmittel verläßt die Strecke im Winter derart, daß im ersten Jahre der Betrieb eingestellt werden mußte und erst im Winter 1908/9 der Betrieb aufrecht erhalten werden konnte. Zu diesem Zweck verwendet die Bahn drei große Seil derradschneepflüge, die bis in den Mai hinein genügend Arbeit haben.

Medizinisches.

Trunksuchtsbehandlung durch Hypnose. Nach Dr. v. Kapff in Berlin ist in der Hand des kundigen Arztes die Hypnose ein gutes Mittel, den Willen des Trinkers zu stärken, ihm Selbstvertrauen zu geben, die einzelnen lästigen Erscheinungen der Alkoholergiftungen zu mildern und erträglich zu machen, ihn von der Sucht und dem Zwang zu befreien. Alkoholtrankend sind meist leichter zu hypnotisieren, wenn einmal der Widerstand gebrochen ist und das Mißtrauen sich in Vertrauen umgewandelt hat. Ihre Vereinsamtheit ist meist größer als gewöhnlich, ihr Bewußtsein neigt zu träumerischen Dämmerzuständen. Bei Tabaktrankend sind unter 1011 allgemein Erkrankten nur 27 unempfindlich für Hypnose gewesen. Dr. v. Kapff heilt jetzt meist in sechs Wochen bei wöchentlich zweimaliger Hypnose Alkoholtrinker, die er früher fast verloren hielt. Selbst bei Trinkerinnen, die in der Anstalt meist ein Jahr behalten werden, hat er in diesem Zeitraum öfters schon Dauererfolge von bis jetzt nachweisbar mehreren Jahren erzielt. Rückfälle sind nicht ausgeschlossen, doch mancher braucht geradezu den Rückfall, um durch dieses Erleben endgültig zur Vernunft gezwungen zu werden. Außerdem ist die Hypnose im stande, den Rückfall rasch wieder zu heilen, wenn nur keine falsche Scham den Kranken zu lange zurückhält. Um Rückfälle zu verhüten, muß man auch die Angehörigen des Kranken und seine Umgebung zu beeinflussen suchen. Die meisten werden durch mißgünstigen oder böshafter Umgang rückfällig gemacht. Deshalb sind die Enthaltensvereine als wichtige Stütze für den Wieder-genesenden zu empfehlen. Auch sogenannte Quartalsrinker lassen sich mit Dauererfolg durch Hypnose heilen. Viele, die so genannt werden, sind verkannte Gelegenheitsrinker, bei denen durch einmaligen Alkoholgenuß die angeborene oder erworbenene Alkohol-empfindlichkeit starke Reizwirkungen erzeugt. Einem Alkoholtrinker, der noch gewisse Einsicht hat, dessen Organe sich noch nicht im letzten Stadium der Entartung befinden, kann noch geholfen werden.